

ERIN A. CRAIG




Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Small Favors*
erschien 2021 im Verlag Delacorte Press.
Copyright © 2021 by Erin A. Craig

1. Auflage Dezember 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-095-3
eBook 978-3-98676-096-0



Für meine Mama

Danke, dass du nie ausgewichen
bist, wenn ich dich aufforderte, mir
eine unheimliche Geschichte
zu erzählen.

Außerdem ... Danke, dass du
immer für ein glückliches
Ende gesorgt hast.



Wichtige Familien der Versammlung

Die Downings

Gideon (Imker), Sarah, Samuel, Ellerie, Merry, Sadie

Die Danforths

Cyrus (Farmer), Rebecca, Mark

Die McClearys

Amos (Ältester und Besitzer des
Gemischtwarenladens), Martha

Die Dodsons

Matthias (Ältester und Schmied), Charlotte

Die Schäfers

Leland (Ältester und Schafhirte), Cora

Die Briards

Clemency (Pfarrer), Letitia, Simon

Die Buhrmans

Calvin (Wirtshausbesitzer), Violet

Die Lathetons

Edmund (Tischler), Prudence

Die Fowlers

Gran (Geflügelzüchter), Alice (Lehrerin)



Die Regeln

Verfasst von den Ältesten und beschlossen
bei der ersten Versammlung von Amity Falls

1. Ein Seil aus guten Fasern franst nicht aus, reißt nicht und verwittert nicht. Die Falls sind stark, wenn wir fest zusammenhalten.
2. Kümmere dich um dein Land, deine Tiere, deine Felder, und die Falls werden dich reich belohnen.
3. 15 Ernten sollen Kinder säen, dann zur Versammlung lasst sie gehen.
4. Füge deinem Nächsten kein Leid zu, sonst wird dich Amitys Zorn treffen.
5. Kein falsches Wort soll dir über die Lippen kommen, das deinen Charakter verdirbt.
6. Wenn ein Nachbar Hilfe braucht, reiche ihm deine Hand, wie es Gott befiehlt.
7. Geh nicht in den tiefen Wald. Hinter den Glocken wohnen die bösen Geister.



Indian Summer



1

Der Rauch roch nach verbrannten Kiefernadeln, dunkel und süß. Er quoll aus dem Bienenstock vor mir und tanzte über die Felder, getragen von einer sanften Brise. Papa drückte auf den Blasebalg und ließ eine weitere Wolke aufsteigen, wobei er sorgfältig auf die Öffnung des hohen Holzgebildes zielte. Er hob und senkte den Kopf, während er stumm die verstreichenden Sekunden zählte. Schließlich nickte er.

Obwohl meine Hände komplett verdeckt waren, zitterten sie, als ich mich dem Stock näherte. Ich hatte noch nie beim Herausnehmen der Wabenrahmen helfen dürfen, und ich wollte sicher sein, dass ich alles genau so machte, wie Papa gesagt hatte. Mit einem gedämpften Stöhnen hob ich den schweren Deckel herunter und stellte ihn ins Gras, wobei ich Abstand von den drei schläfrigen Bienen hielt, die über die Oberseite krabbelten.

Nachdem er noch mehr Rauch tief ins Innere des Kastens gepumpt hatte, trat Papa zurück und gewährte mir vollen Zugriff auf den Bienenstock. »Nimm einen der oberen Rahmen heraus, damit wir ihn inspizieren können.« Seine Stimme war durch das dichte Netz über seinem Gesicht gedämpft.

Obwohl ich seine Gesichtszüge nur in Umrissen erkennen konnte, glaubte ich, dass er zufrieden wirkte.

Sogar stolz. Ich betete, dass ich ihn nicht enttäuschen würde.

Für gewöhnlich war ich während der Ernte mit Mama, Merry und Sadie in der Küche. Samuel half Papa, uns die schweren, honigbeladenen Rahmen zu bringen, damit wir sie bearbeiten konnten. Ich hielt sie aufrecht, während Mama mit einer breiten Messerklinge über die Waben strich und mit geübten Bewegungen die Wachsplättchen abschnitt. Dann kamen die tropfenden Rahmen in ein großes Metallfass, und Merry und Sadie bedienten abwechselnd den Griff, bis sämtlicher Honig herausgeschleudert war und gefiltert werden konnte.

Ich warf einen Blick in Richtung unseres Farmhauses und stellte mir vor, wie meine Schwestern sich um einen Platz am Herd drängten, während sie Flaschen auskochten und zum Trocknen aufstellten. Sicher zankten sie sich und bettelten Mama an, sie nach draußen gehen zu lassen. Das Wetter war zu schön, um den Tag an einem heißen Feuer zwischen Eisentöpfen zu verbringen.

Ein Falke schrie am Himmel, wie um dieser Einschätzung zuzustimmen, und zog träge seine Kreisbahnen im Sonnenlicht des späten Augusttages.

»Ellerie«, sprach Papa mich an und zog mich zurück. »Der erste Rahmen kann der schwierigste sein. Manchmal versiegeln die Bienen die Ränder mit Harz. Du musst ihn vielleicht herausmeißeln.«

»Stört das nicht die Bienen?« Ich spähte durch die Spalten zwischen den Rahmen hinab. Das sonst unablässige Summen hatte aufgehört, aber in den tieferen Kästen sah ich noch etwas Bewegung.

»Nicht wenn du es richtig machst«, stichelte er, was ich gerade überhaupt nicht gebrauchen konnte. Ich spürte, dass er hinter seinem Netz lächelte. »Als mein Vater mich zum ersten Mal die Rahmen herausnehmen ließ, wurde ich sechsmal gestochen. Das gehört dazu.«

Weil meine Eltern Bienenzüchter waren, hatte ich mir natürlich bereits Stiche zugezogen, aber ich hatte nicht vor, diese Erfahrung zu wiederholen. Bei meinem ersten Stich hatte ich das ganze Haus wach gehalten und die ganze Nacht geschluchzt – nicht wegen meiner geschwollenen Hand, sondern wegen der armen Biene, die bei diesem Vorgang gestorben war.

Ich griff unter mein eigenes dichtes Netz, um den Schweiß abzuwischen, der mir über das Gesicht lief, wobei ich überlegte, womit ich anfangen sollte. In diesem Abschnitt waren acht Rahmen, angeordnet mit gleichmäßiger Präzision. Ich wählte einen nahe der Mitte, rüttelte sanft daran und prüfte die Seiten. Er ließ sich leicht bewegen. Mit angehaltenem Atem zog ich ihn heraus und achtete darauf, auf dem Weg nach draußen nicht die anderen zu streifen.

»Dann schauen wir doch mal.« Papa beugte sich vor und betrachtete prüfend das Werk der Bienen.

Spitzenartige Wabenmuster bedeckten den Rahmen. Manche Waben waren gefüllt und verkapselt, aber die meisten waren leer.

Er schnalzte mit der Zunge und dachte nach. »Noch nicht. Könnte dieses Jahr eine verspätete Ernte geben. Im letzten Winter gab's zu viel Schnee. Steck ihn wieder rein.«

Mit größter Vorsicht schob ich den hölzernen Rahmen wieder an seinen Platz und stieß einen erleichterten Seufzer aus.

»Jetzt den nächsten.«

»Checken wir sie alle?«

Er nickte. »Wenn man sich die Mühe macht, die Bienen einzuräuchern, muss man den Bienenstock auch gründlich inspizieren. Der Honig ist nicht unsere einzige Sorge. Wir sind die Haushälter der Bienenstöcke, die Beschützer dieser Bienen. Wir müssen dafür sorgen, dass sie gesund sind und alles haben, was sie brauchen.«

Er setzte das Rauchgerät ab, hob den obersten Kasten und blickte in die tieferen Kammern. Nachdem er den ersten Kasten beiseitegestellt und die Rahmen im zweiten gezählt hatte, nahm er einen heraus und wischte sanft zwei Bienen zur Seite, die sich wie betrunken an die Waben klammerten.

»Sag mir, was du siehst.«

Mit zusammengekniffenen Augen blickte ich durch den Schleier. Da waren noch mehr Waben, goldfarben wie ein Buntglasfenster. In der Mitte beinahe jeder Einbuchtung war ein winziger weißer Fleck, nicht größer als ein Gerstenkorn. »Das sind die Eier, nicht?«

»Sehr gut. Und was sagt uns das?«

Ich fühlte mich unangenehm ertappt, wie ein unbeholfenes Schulmädchen, nicht älter als Sadie. »Dass die Königin Eier legt?« Er gab ein zustimmendes Geräusch von sich, das mich ermutigte weiterzusprechen. »Und wenn sie Eier legt, ist das gut, stimmt's? Dann ist es ein gesunder Bienenstock?«

Er nickte. »Das heißt, dass der Stock weiselrichtig ist.« Er deutete auf die Eier, wobei die dicken Handschuhe seine sonst so sicheren und raschen Bewegungen hemmten. »Eier von dieser Größe bedeuten, dass vor mindestens drei Tagen eine Königin hier war. Wenn du dir die Kästen ansiehst, solltest du immer nach frischen Eiern Ausschau halten. Ein Kasten ohne bedeutet, dass der Schwarm stirbt.«

Er steckte den Rahmen wieder an seinen Platz, nahm einen anderen heraus und zeigte mir die Maden, fette, weiße Kleckse, die überhaupt nicht wie die summenenden Honigbienen aussahen, die durch unseren Garten schwirrten. Ein anderer Rahmen enthielt die Puppen, die wuchsen und träumten, eingesponnen in einen Kokon aus Honig.

»Die werden sich schon in ein paar Tagen befreien«, sagte Papa zufrieden. »Neue Arbeiterinnen oder Drohnen. Unser Bienenvolk gedeiht, Ellerie. Lass uns alles wieder zusammensetzen und sie aufwecken. Nach dem Honig sehen wir nächsten Monat.«

»Und es wird allen wieder gut gehen?«

Ich hasste diesen besorgten Ton in meiner Stimme. Ich wusste, dass es so sein würde. Papa hatte noch nie eine Kolonie verloren. Aber jetzt, als ich aus nächster Nähe sah, wie alles zusammenwirkte, wurde mir noch einmal bewusst, wie verletzlich diese Bienen waren. Vergaß man, einen der Rahmen wieder hineinstecken, konnten die Bienen den zusätzlichen Raum mit so vielen Waben füllen, dass man beim Versuch, den Rahmen herauszunehmen, den ganzen Kasten zerstören konnte. Setzte man den Deckel nicht richtig darauf, war

er auch nur einen Spalt geöffnet, waren die Bienen nicht mehr in der Lage, die Innentemperatur zu regulieren. Dann arbeiteten sie sich zu Tode, fächerten mit den Flügeln und summteten, um den Bienenstock zu erwärmen.

»Es wird ihnen gut gehen. Du hast heute gut gearbeitet.«

Ich errötete vor Freude. Ich wollte ihn beeindrucken, ihm zeigen, dass ich genauso geschickt war wie Samuel. Samuel hätte jetzt hier sein und diesen Hut mit dem Schleier tragen sollen, nicht ich. Aber er hatte sich an diesem Morgen nach dem Frühstück davongeschlichen, und Papas Miene hatte sich verfinstert, wie ein aufziehendes Sommergewitter die Berggipfel verdunkelt.

Im Laufe dieses Sommers hatte sich Samuel verändert. Sobald er seine Aufgaben erledigt hatte, war er mit seinem besten Freund Winthrop Mullins von der Farm gerannt. Manchmal hatte er uns Mädchen auch seine letzten Aufgaben überlassen. Er stritt sich oft mit Papa über irgendwelche Kleinigkeiten, bis die beiden sich mit roten, zu wütenden Grimassen verzerrten Gesichtern gegenüberstanden. Mama sagte, dass er sich bestimmt davonschlich, um ein Mädchen zu treffen, aber ich konnte mir nicht vorstellen, wer sie sein sollte. Mein Zwillingsbruder und ich hatten uns nie irgendwas verheimlicht, und die Vorstellung, dass er jetzt damit anfing, kam mir absurd vor.

Als der Deckel wieder sicher auf dem Kasten befestigt war, bückte ich mich, um das Rauchgerät aus Metall aufzuheben, bevor Papa es tun konnte. Ich bot ihm an, es für ihn zum Geräteschuppen zurückzutragen. Als wir weit genug von den Bienenstöcken entfernt waren,

nahm er seinen Hut ab und steckte das zusammengeballte Netz und seine Handschuhe hinein.

»Ich glaube, es wird ein guter Winter«, prophezeite er und schwang beim Gehen die Arme. Ich grinste, während er zwischen den Zähnen hindurch ein hoffnungslos schiefes Lied piff.

»Was ist das da für eine Blume?« Er zeigte auf eine Stelle entlang des Pfads, an der rosafarbene Blüten zu sehen waren.

Ich nahm den Hut ab, um sie mir genauer anzusehen. »Weidenröschen!«, rief ich stolz.

Er schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Ihr richtiger Name?«

Ich versuchte, mich an den Namen der Spezies zu erinnern, den Papa in seiner winzigen Handschrift in seinem Pflanzenkundebuch notiert hatte.

»*Epilobium angustifolium?*«, riet ich und stolperte über die lateinische Aussprache.

Papa lächelte. »Sehr gut.«

»Kann ich vielleicht ... auch bei der nächsten Inspektion helfen?«, fragte ich, weil ich seine gute Laune ausnutzen wollte.

Er nickte und mein Herz machte einen Freuden-sprung. Papa war ein Mann weniger Worte, es sei denn, man brachte ihn dazu, über seine Bienen zu reden. Dann konnte er stundenlang plaudern.

Ich beneidete Sam, der wenige Minuten vor mir zur Welt gekommen war – weil er ein Junge war.

Er schlenderte hinter Papa zum Schuppen, ohne sich umzusehen, selbstbewusst und seines Platzes in dieser Welt sicher.

Ich hingegen saß im Haus fest, blieb ewig in Erwartung des nächsten Schritts in meinem Leben. In Erwartung eines Jungen, der kam und mir meine nächste Bestimmung gab. Als Ehefrau. Als Mutter.

Warten.

Warten.

Warten.

Bis heute.

Im Schuppen hielt ich den Hut mit dem Schleier noch für einen Moment fest, wobei meine Finger tief im Netz versanken. Ich hatte Angst, ihn loszulassen, weil ich damit auch die Magie dieses Nachmittags loslassen würde. Aber dann verspürte ich ein heftiges Vibrieren an meinem Daumen. Eine verirrte Biene hatte sich im Netz verfangen. Ich arbeitete mich vorsichtig durch die Schichten und versuchte, sie zu befreien, während sie wütend mit den Beinen zappelte.

»Stich mich nicht, stich mich nicht«, flüsterte ich ihr zu. »Ich will dir nur helfen. Gleich bist du frei ...«

Der Stachel bohrte sich seitlich in meinen Finger, und im selben Moment ertönte ein markerschütterndes Schmerzensgeheul.

Das Heulen kam nicht von mir.

Papa rannte nach draußen, als weitere Schreie und Rufe zu hören waren. Es hörte sich nicht nach spielenden Kindern an, die ein wenig über die Stränge schlungen. Ein solcher Schmerz konnte nicht durch eine Beinschiene oder einen Kuss aufs Knie gestillt werden. Der Schrei hallte durch das Tal, wurde zu einem verwirrenden Missklang tiefster Verzweiflung.

»Ellerie, hol deine Mutter. Wir gehen in die Stadt.«

Papa war schon fast auf dem Weg, der nach Amity Falls führte.

Ein weiterer Schrei erklang, scharf und schrill, und obwohl der Nachmittag warm war, lief mir kalter Schweiß am Hals herab. Meine Füße wollten sich nicht bewegen. Ich wollte nicht wissen, was der Auslöser solcher Qualen sein mochte.

»Ellerie!«, drängte Papa, der bemerkt hatte, dass ich nicht hinter ihm war.

Ich warf den Hut zur Seite und spürte das unangenehme Anschwellen meines Fingers. Die Honigbiene fiel aus dem Netz und landete im Schmutz. Sie war bereits tot.



2

Samuel stand bereits in der Menge, die sich um die Veranda des Geschäfts des Ältesten Amos McCleary versammelt hatte. Der Gemischtwarenladen lag gegenüber der schindelgedeckten Schule, mitten im Herzen von Amity Falls. Es war der Ort, an dem man gute Nachrichten erfuhr und bei schlechten Nachrichten sofort Trost fand.

Mama und Papa schoben sich zwischen den Schaulustigen hindurch, und ich packte Sadie, um sie davon abzuhalten, ihnen nachzulaufen. Merry stand neben mir. Sie war groß und dünn, reichte mir beinahe bis zur Schulter. Ich fühlte, wie sie sich verkrampfte, als sie das zu Gesicht bekam, um das sich alle im Kreis versammelt hatten.

Molly McCleary – Amos' Stieftochter – lag ausgestreckt über dem Körper des geliebten Hengstes ihres Mannes, Samson. Er war ein wirklich riesiges Tier, mehr als 1,90 Meter hoch. Aber nun, da er mitten auf der stauigen Straße lag und vor Schmerz schnaubte, wirkte der Hengst kleiner. Molly klammerte sich an ihn und vergrub das Gesicht schluchzend in der wattierten Satteldecke. Die Ränder der Decke waren ausgefranst und mit dunkelbraunen Flecken übersät.

Blut.

Der beißende Geschmack von Kupfermünzen lag in der Luft.

»Merry, warum gehst du nicht mit Sadie und ein paar von den anderen Kindern rüber zum Schulhof?«, fragte ich. Meine Hände flatterten um das Gesicht meiner kleinen Schwester im vergeblichen Versuch, ihr den Anblick der Szene zu ersparen. Der Versorgungstrupp war erst am Vortag aufgebrochen, mit Jebediah McCleary auf Samson an der Spitze. Was danach passiert sein mochte, war nicht für die Ohren einer Siebenjährigen bestimmt, ganz egal, für wie erwachsen sie sich hielt.

Sadie versuchte, sich aus meinem Griff zu winden, wobei ihre blonden Zöpfe flogen. »Ich will aber hierbleiben«, protestierte sie. »Ich bin doch kein Baby mehr.«

»Das hat auch niemand ...«, begann ich, aber Merry unterbrach mich geschickt.

»Schaut, da sind Pardon und Trinity.« Sie deutete auf Sadies Freunde. Diese hielten sich ebenfalls am äußeren Rand der Gruppe auf und stellten sich auf die Zehenspitzen, um möglichst viel zu sehen. »Hast du schon gehört? Trinity hat letzte Woche fünf Jacks gefangen. Auf einen Schlag.«

»Das kann nicht sein!«, entgegnete Sadie abfällig und musterte ihre Freundin mit offenkundigem Argwohn.

Merry zuckte die Schultern. »Das hat sie jedenfalls gesagt.«

Sadie griff in ihre Tasche und brachte eine Handvoll Spielsteine aus Metall zum Vorschein. »Ich hab meine dabei. Wollen doch mal sehen, ob sie das beweisen kann.« Sie trug immer einen Satz Jacks bei sich und wir alle wussten es.

Ich zeigte Merry ein dankbares Lächeln, während unsere kleine Schwester die Mädchen laut zu einer Runde Jacks herausforderte. Schon bald waren sie außer Hörweite und breiteten ihre leichten Voile-Röcke über die Treppenstufen vor der Schule aus. Obwohl sich Merry ihnen sofort beim Spielen anschloss, sie unterhielt und ablenkte, spürte ich ihren besorgten Blick beinahe körperlich.

»Das tust du nicht! Das tust du nicht!«, schrie Molly den Ältesten Matthias Dodson an, was meine Aufmerksamkeit wieder auf sie lenkte. Der Schmied stand mit einer Pistole in der Hand vor ihr und dem Pferd. »Jeb würde das nicht erlauben.«

»Molly, schau dir sein Bein an. Der Knochen ist zerschmettert. Man kann ihn nicht mehr richten. Er wird nie wieder laufen können.«

»Er ist doch hierher zurückgekommen, oder nicht? So schlimm, wie du denkst, kann's nicht sein.«

Mir stockte der Atem, als ich das gebrochene Hinterbein sah. Es war in einem unmöglichen Winkel zur Seite verdreht. Matthias hatte recht. Diese Knochen würden niemals richtig verheilen. Samson musste erlöst werden. Es wäre ein Verbrechen, ihn noch länger so leiden zu lassen.

Mit fast 30 Jahren war Matthias der jüngste der drei Stadtältesten. Er rieb sich den Nacken wie ein kleiner Junge und wünschte offenbar, jemand anderes würde das Wort ergreifen. »Ich ... Ich weiß auch nicht, wie er so weit gekommen ist, aber wir können nicht ...«

»Jeb würde mir das nie verzeihen. Nein. Nein, das kannst du nicht tun.« Sie strich mit der Hand über das

glatte, schwarze Fell des Hengstes. Als sie sie hob, war sie feucht und rot.

»Molly, es ist nicht nur der Knöchel ...«

»Ich habe Nein gesagt!« Im nächsten Moment war sie auf den Beinen, stieß ihn weg, stieß die Waffe weg.

Die Menge wich nervös einen Schritt zurück. Molly hatte zuvor die schlimmsten Verletzungen des Tiers verdeckt und die Vorderseite ihres Kleids war von seinem Blut durchtränkt. Vier tiefe Kratzwunden klafften in seiner Seite, sodass Sehnen und Knochen zum Vorschein kamen. Samson wälzte sich hin und her. Sein Atem klang gequält. Weißer Schaum sammelte sich in den Winkeln seines samtweichen Mauls.

Mama näherte sich mit erhobenen Händen, um zu zeigen, dass sie nichts Böses im Schilde führte. Mit leiser, beruhigender Stimme streichelte sie der Frau tröstend den Rücken, wie sie es bei uns tat, wenn wir zu krank waren, um das Bett zu verlassen. »Samson leidet, Molly.«

Die Angesprochene nickte verzweifelt.

»Ich weiß, es ist schwer, aber er vertraut dir, dass du tapfer bist und das Richtige tust.«

»Ich weiß«, stieß Molly krächzend hervor. »Aber Jeb ...«

»Jeb wird es verstehen.«

Zitternd warf Molly sich in die Arme meiner Mutter und befleckte deren Kleid. »Er wird es selbst tun wollen. Er muss es tun. Er würde mir nie vergeben, wenn ich ...«

Mama drehte sich um und ihre klaren blauen Augen suchten die Menge ab. Für einen Augenblick trafen sich unsere Blicke, doch dann suchte sie weiter, suchte nach

einem Mann, der nicht dort war. »Und wo ist er? Hat man ihn schon zu Dr. Ambrose gebracht? Wo ist der Rest der Gruppe?«

Matthias biss die Zähne zusammen. »Es ist sonst keiner zurückgekommen. Das arme Pferd kam die Straße entlanggerannt und hat die Augen verdreht, bis man fast nur noch das Weiße sah. So was hab ich noch nie gesehen ... Aber Jeb war nicht bei ihm.«

Ich sah zum Waldrand, als ob der Rest des Versorgungstrupps jeden Moment zum Vorschein kommen könnte, auf der Flucht vor dem, was den armen Hengst so zugerichtet hatte. Aber die Kiefern ragten wie aufmerksame Wächter über den Falls auf, hoch und unbewegt.

Heftig zitternd fiel Molly zu Boden und griff nach der Satteldecke, um ihre Schreie damit zu dämpfen. Sie stiegen aus großer Tiefe auf, spitz und scharf wie Dornen, die alles zerkratzten, worauf sie auf dem Weg nach draußen trafen. »Er hätte das Pferd nie allein gelassen. Nicht wenn er ...« Ihre Worte gingen in Schluchzen über.

Mama kniete sich neben sie und flüsterte so leise, dass wir die Worte nicht hören konnten. Schließlich half sie der leidenden Frau auf die Beine und sie gingen langsam zur Treppe vor dem Gemischtwarenladen. Bevor Mama über die Türschwelle ging, drehte sie sich um und nickte Matthias mit Bestimmtheit zu. »Tun Sie's.«

Die blutige Angelegenheit war so schnell vorbei, dass wir keine Zeit hatten, den Blick abzuwenden.

Man warf eine Plane über das Pferd, damit wir das arme Tier nicht sehen mussten.

Aber ich konnte nicht anders, als hinzusehen. Vier rote Linien erblühten auf der Leinwand in dem Moment, als Samuel zu mir trat wie ein fehlender Teil von mir. Obwohl wir natürlich keine eineiigen Zwillinge waren, ließen unser feines goldenes Haar und unsere sanften grauen Augen keinen Zweifel daran, dass wir verwandt waren.

»Was ist bei dieser Versorgungstour passiert?«, flüsterte ich. In meinem Magen rumorte es. Wenn es da draußen etwas gab, das ein Pferd von Samsons Größe überwältigen konnte, wagte ich es nicht, mir vorzustellen, was es mit einem Menschen anstellen konnte.

Samuel rückte die Krempe seines Strohhuts zurecht und beobachtete den Wald. »Ich weiß nicht.«

»Die anderen Männer ... Glaubst du, die sind ...?«

»Ich weiß es nicht, Ellerie«, wiederholte er mit Nachdruck.

»Wo warst du heute Morgen?«

»Ich war ... drüben am Ufer. Wir haben Rufe gehört. Als ich hier ankam, war Samson schon ...« Er deutete auf die Plane. »Mit dieser Wunde, dazu noch der Knöchel ... Aber es ist so, wie Matthias gesagt hat, es waren keine anderen da ... Nur er.«

»Wer ist denn ›wir?‹«

Er riss seinen Blick von den Bäumen los. »Hmm?«

»Du hast gesagt: ›Wir haben Rufe gehört.‹ Wer ist ›wir?‹«

Eine kleine Frau mittleren Alters schob sich zum vorderen Ende der Menschenmenge, bevor Samuel mir antworten konnte. »Das war ganz offensichtlich ein Angriff«, mutmaßte Prudence Latheton, die Frau des Tischlers. »Wahrscheinlich Wölfe.«

»Hab noch nie einen Wolf mit so großen Krallen gesehen«, entgegnete Clemency Briard und strich dabei mit den Fingern über die Plane, wo das Blut der Risswunden hindurchdrang. Selbst wenn der Pfarrer die Finger so weit auseinanderspreizte, wie er konnte, gelang es ihm nicht, die Wunde zu verdecken. »Muss ein Bär gewesen sein.«

»Aber dieses Geheul ...« Prudence sprach nicht weiter. Ihre blassblauen Augen suchten die Gruppe ab, suchten nach Zustimmung. »Ihr habt es doch auch alle gehört, oder nicht? Das war ... fürchterlich. Und so nahe bei der Stadt.«

Ich wusste, wovon sie sprach. In den letzten drei Nächten war ich aufgewacht, weil ich die Wölfe gehört hatte. Ihre Schreie hallten durch die Dunkelheit, schrecklich misstönend, schauerhaft. Obwohl ich wusste, dass ich auf unserem Dachboden sicher war, hatte ich mich an Merrys Rücken gedrängt, mich nahe an sie geschmiegt, um ihre Wärme zu spüren.

»Erst letzte Woche war ein Grizzly nahe beim Waldrand«, bestätigte Cyrus Danforth. »Das verdammt nochmal größte Vieh, das ich je gesehen habe.« Er machte eine Geste in Schulterhöhe, um die Größe des Tiers anzuzeigen. »Und der war noch auf allen vieren. Hat bei der Räucherammer der Abels herumgeschnüffelt. Aber ich hätte nicht gedacht, dass er ... das hier tun würde.«

»Wo sind denn die anderen Ältesten?«, erkundigte sich Papa und warf Matthias einen Blick zu. »Wir sollten einen Suchtrupp aufstellen.«

Der Schmied kratzte sich den Bart, der so dunkel und glänzend wie ein Biberpelz war. »Leland Schäfer habe

ich nicht gesehen. Cora sagte, er sei heute Morgen mit der Herde zum westlichen Kamm gegangen. Von dort kann er den Lärm nicht gehört haben.«

»Und Amos?«

Wir sahen alle nervös in Richtung des Gemischtwarenladens. Selbst von hier konnten wir das Schluchzen des alten Mannes hören.

»Er und Martha müssen jetzt bei Molly sein«, schloss Matthias. »Und, Pfarrer Briard? Meinen Sie nicht, die könnten jetzt ein paar tröstende Worte von Ihnen gebrauchen?«

Clemency verzog betroffen den Mund. Er wollte eindeutig hierbleiben und das Schauspiel weiterverfolgen. Aber er nahm sich zusammen, richtete sich so hoch auf, wie seine gedrungene Gestalt es zuließ, und nickte gütig. »Ich schätze, da haben Sie recht, Matthias. Schließen Sie die McClearys in Ihre Gebete ein. Gottes Segen Ihnen allen.«

»Gottes Segen«, wiederholten wir, während er zum Geschäft ging und seine Schritte an Entschlossenheit gewannen.

»Wir organisieren das selbst«, sagte Papa und wandte sich wieder dem gegenwärtigen Problem zu. »Wenn es einen Angriff gab, von einem Bären oder was anderem, könnte der Versorgungstrupp aufgespalten worden sein. Vielleicht gibt es Verletzte und Vermisste.«

»Den Teufel werden wir tun.« Cyrus spuckte einen Strahl Tabaksaft aus und verfehlte Prudence' Rocksaum nur knapp. Sie machte einen Satz nach hinten und rümpfte angewidert die Nase. »Der dumme Hengst hat Jeb wahrscheinlich bloß abgeworfen und ist dann

dem Bären begegnet, bevor er's bis nach Hause schaffen konnte.«

Papa schüttelte den Kopf. Die Farm der Danforths grenzte an unsere Felder. Zwischen unseren Familien gab es seit Jahren Uneinigkeiten, die nie ganz in Vergessenheit geraten waren. Papa und Cyrus konnten sich beherrschen, wenn nötig, aber die Feindseligkeit lauerte immer dicht unter der Oberfläche und drohte hervorzu brechen. »Wir sind es dem Versorgungstrupp schuldig, wenigstens die umliegenden Wälder abzusuchen.«

»Schau dir den Hengst an. In Fetzen gerissen. Willst du, dass dir das passiert, Downing? Willst du, dass deine Frau und deine Töchter sehen, wie dein Pferd ohne Reiter zurückkommt?«

Papa kniff die Augen zusammen. »Natürlich nicht. Aber wenn die Chance besteht, dass von den anderen noch jemand am Leben ist ...«

Prudence' Mann Edmund Latheton streckte die Hand nach Papa aus. Er war sogar noch kleiner als seine Frau und sein kastanienbrauner Bart war sorgsam gestutzt. »Gideon, vielleicht sollten wir warten – die Gruppe wird in einer Woche oder so zurück sein ...«

»Wenn du da draußen wärst, würdest du dann wollen, dass wir eine Woche warten?«

Edmund schluckte und sein ausgeprägter Adamsapfel hüpfte auf und nieder wie ein Schiff auf hoher See. »Ich ... nein, aber ... wir haben auch was gesehen. Keinen Grizzly«, stellte er rasch klar, als seine Frau protestieren wollte. »Oder vielleicht war's doch einer ... Ich weiß nicht. Es war groß, hatte silberne Augen ...«

»Glühende silberne Augen«, ergänzte Prudence.

»Glühende silberne Augen. Und es war schnell. Schneller als jeder Bär, den ich gesehen habe.« Er öffnete den Mund einmal, zweimal, war offenbar unsicher, wie er den Bericht beenden sollte. »Ja, wenn ich da draußen im Wald wäre, dann würde ich wollen, dass jemand nach mir sucht ... Aber nachdem ich dieses ... Ding gesehen habe, will ich nicht derjenige sein, der ihnen nachreitet.«

»Glühende Silberaugen«, wiederholte Cyrus und bewegte die Finger in einer dramatischen Geste. »Du hörst dich genauso verrückt an wie dein Pa, Latheton.«

Papa zog die Augenbrauen hoch. »Dann meldest du dich also freiwillig, Danforth?«

Cyrus wischte sich mit einem durchnässten Taschentuch über die Stirn. »Wohl kaum. Ich hab nicht vor, mich für Jebediah McCleary umbringen zu lassen. Ist mir egal, ob er der Sohn eines Ältesten ist. Er weiß, welches Risiko er eingeht, wenn er über den Pass geht. Und das gilt auch für jeden anderen Trottel, der mit ihm gegangen ist.«

»Und du hast wohl gar nichts von diesen Touren?«, fragte Papa mit skeptischer Stimme.

»Ich bin ein Selfmademan«, gab Cyrus zurück und streckte die Brust heraus, um so breit und eindrucksvoll auszusehen, wie er konnte. Zweifellos wollte er damit die vielen Zentimeter wieder wettmachen, um die Papa ihn überragte.

»Ein Selfmademan, der seinen Kaffee heute Morgen mit Zucker getrunken hat«, murmelte Samuel mit spöttischer Miene.

Ich hörte ihrem Streitgespräch so aufmerksam zu, dass ich diese Bemerkung meines Bruders zunächst

überhörte. Aber sie verfiel sich wie ein Haken in meinem Geist und wollte verstanden werden.

Ich beugte mich zu Samuel und senkte die Stimme. »Woher weißt du denn, wie Cyrus Danforth seinen Kaffee trinkt?«

»Was?«, gab er unbewegt zurück. Plötzlich sah er Papa mit solcher Konzentration an, als ob er sich nicht erlauben konnte, den Blick abzuwenden.

»Du hast gerade gesagt, dass er sich heute Morgen Zucker in den Kaffee getan hat«, beharrte ich. »Wieso warst du bei den Danforths?«

»Ich ... War ich gar nicht.«

Samuel war ein erbärmlich schlechter Lügner. Seine Ohrspitzen wurden dabei immer rosarot und seine Sätze wurden zu wirrem Gestammel.

Leichte Bewegung am Rand der Menge weckte meine Aufmerksamkeit. Ich sah hinüber und entdeckte Rebecca Danforth, die zur Gruppe stieß. Meine beste Freundin winkte mir leicht mit den Fingern zu und meine eigene Hand tat automatisch dasselbe. Dann bemerkte ich, dass auch Samuel winkte.

Er fokussierte sich jetzt voll und ganz auf Rebecca. Als er mich wieder ansah, verschwand sein Lächeln und seine Wangen röteten sich leicht.

»Hast du heute Morgen Rebecca besucht?«, zischte ich. Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Blitzartig wurde mir etwas klar. Ich war bestürzt. »Ist *sie* der Grund, warum du dich diesen Sommer ständig davonschleichst? Rebecca Danforth?«

»Nein«, behauptete er. »Lass es gut sein, Ellerie.«

»Machst du ihr etwa den Hof?«

»Ich sagte, lass es gut sein.«

»Aber ...«

»Genug!«, knurrte er. Seine dichten Brauen senkten sich drohend und er bekam rote Flecken im Gesicht.

Ich warf noch einen letzten Blick auf Rebecca. Meine Gedanken rasten. Als Mama gesagt hatte, Samuel besuche ein Mädchen, war es mir nicht in den Sinn gekommen, dass sie es sein könnte. Es war mir einfach unmöglich erschienen.

Es war ohnehin ein Wunder, dass wir Freundinnen waren. Zwischen unseren Familien gab es seit Generationen böses Blut. Schon bevor ihr Urgroßvater meinen getötet hatte, war es so gewesen. Aber als Danforth und Downing waren wir in der Schule immer Tischnachbarn, und aus Nähe entstehen oft die besten Beziehungen. Wir hatten immer unsere Pausenbrote geteilt, uns gegenseitig Halsketten aus Klee geflochten und uns auf den Wildblumenfeldern zwischen unseren Häusern die neuesten Geschichten erzählt. Nun waren wir zwar keine kleinen Mädchen mehr, aber wir teilten immer noch alles miteinander – Bücher, Rezepte, selbst den wenigen Schmuck, den wir besaßen. Diese Angelegenheit konnte sie mir unmöglich verheimlicht haben.

Und Samuel ...

Er war mein Zwilling Bruder. Ich hätte es spüren müssen; ich hätte es wissen müssen.

Aber als ich die beiden jetzt sah, wusste ich, dass es mir entgangen war. Die Verbindung, die ich zu ihnen hatte, war nicht so stark, wie ich geglaubt hatte. Ich hatte nicht das Geringste geahnt, nicht den kleinsten Verdacht gehegt. Nun wurden meine eigenen Wangen warm und

mir drehte sich der Magen um, als ich mir vorstellte, wie sie sich über meine Ahnungslosigkeit amüsiert haben mussten.

Wann hatte es angefangen? Rebecca hatte erst in der letzten Woche bei uns übernachtet. Wir hatten auf dem Heuboden der Scheune geschlafen und über die Jungen aus der Stadt gekichert, bis der Mond hinter den Bergen versunken war. Sie musste es für einen tollen Spaß gehalten haben, mich im Dunkeln tappen zu lassen. Sie musste mich für die größte Idiotin gehalten haben, die ihr Geheimnis nie erraten würde.

»Ich werde in den Wald gehen«, verkündete Papa so entschlossen, dass es mich wieder ganz in die Gegenwart zurückholte. »Jeb hätte das Pferd nie aus den Augen gelassen – wir müssen also davon ausgehen, dass etwas ganz furchtbar schiefgelaufen ist ... Ich kann niemanden von euch zwingen mitzukommen, aber ich kann euch bitten. Es wäre das Richtige, ganz egal was wir da draußen vielleicht finden.«

»Vergebliche Mühe«, spottete Cyrus. »Ich bin doch kein Narr. Ich will damit nichts zu tun haben.« Mit höhnischem Grinsen spuckte er noch eine Ladung Tabaksaft aus. »Irgendjemand sollte dieses Pferd begraben, bevor es zu riechen anfängt.«

Er stapfte davon und murmelte dabei vor sich hin. Rebecca presste die Lippen zusammen, bis ihr Mund nur noch ein schmaler Strich war.

Papa blickte in die Runde und seine dunkelgrauen Augen richteten sich auf jeden einzelnen der anwesenden Männer. Er zögerte und hoffte offenbar, dass sich Freiwillige meldeten. »Judd Abrams?«



Foto: © 2019 by Cynthia Whipkey

www.erinacraig.com

Erin A. Craig gelang mit ihrem ersten Roman *House of Salt and Sorrows* ein internationaler Bestseller.

Nach Abschluss ihres Studiums in Theaterproduktion inszenierte sie tragische Opern mit Buckligen, Séancen und mörderischen Clowns und beschloss dann, Bücher zu schreiben, die genauso gruselig sind.

Erin hat es immer geliebt, Geschichten zu erzählen. Sie ist eine begeisterte Leserin, riesiger Basketballfan und sammelt alte Schreibmaschinen.

Sie lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in West Michigan.